Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 4

Artikel: Die goldbraune Geliebte
Autor: Schott, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753290

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die goldbraune Geliebte

ROMAN VON PAUL SCHOTT

1. Kapitel

Valentin Grengg verabschiedete sich von seiner Pianistin im Korridor vor seiner Kabine. Es war nach Mitternacht, an den Quergängen saßen mit überschlagenen Beinen, nackten Füßen, in weißen Leinenjacken, bräunlich-violette Batikturbane auf den schwarzen Haaren, die malaiischen Boys, da und dort huschte noch ein verspäteter Passagier aus dem Badezimmer in seine Kajüte, mit kaum sichtbarem, dünnem Vibrieren strahlten die hellen elektrischen Lampen. Man konnte an nichts bemerken, daß das Schiff sich vorwärts oder überhaupt bewegte, so leise arbeitete die Schraube und so günstig über dem Maschinenraum waren auf diesem neuen holländischen Dampfer «van Houten» die Kabinen angelegt. Der Geiger Grengg blickte mit seinen grauen Augen lächelnd den Korridor hinauf und hinunter, schüttelte dann nochmals die sportlich harte Hand des vor ihm stehenden Mädchens und sagte mit seiner ruhigen Stimme:

«War's gut, Lena? Schließlich — man kennt doch das Publikum auf so einem Dampfer nicht!» Sie verstand sofort, daß er das kleine Konzert meinte, das er auf Bitten des Kapitäns und mehrerer Passagiere zu wohltätigen Zwecken an diesem Abend gegeben hatte.

«Ich glaube, Sie hätten lieber statt Beethoven einen Jazzkomponisten spielen sollen! Was wissen denn diese Affen aus den indischen Urwäldern von Beethoven!» Sie lachte, und Grengg mußte wie immer sofort mitlachen. Denn es lachte nicht nur der runde rote Mund, sondern auch die übermütigen Jungmädelaugen, ja, sie spreizte auch die Finger, und die breiten Schultern hüpften auf und ab. «Ich habe die guten Leute beobachtet. Hätte der Kapitän nicht im Speisesaal mit seiner Megaphonstimme verkündet: ‚Mynherr Valentin Grengg, der große Geiger, der von einer Tournee aus Aegypten kommt', werde ‚auf seiner weltberühmten Stradivariusgeige' ein Konzert geben, das heißt: wäre es weniger jahrmarktmäßig und amerikanisch zugegangen — die Leute hätten ruhig weiter ihren Whisky gesoffen und Poker gespielt, wie?

Aber so starrten diese geschminkten Weiber und in Schweinsleder gebundenen Männergesichter Sie an und getrauten sich nicht, zwischendurch über ihre Reisgeschäfte oder dunklen Liebesaffären zu schwatzen.»

«Ich habe nur bemerkt, daß sie mäuschenstill waren und nachher wie die Wilden applaudierten.»

«Weil Sie doch im ganzen Saal nur einen Punkt von einem Viertel Quadratmeter sahen, Monseigneur!» lachte das Mädchen und schloß eines ihrer lichtblauen Augen.

«Was meinen Sie eigentlich, Lena?» fragte der Geiger, und es sah sonderbar aus, wie sein ernstes Gesicht knabenhaft errötete.

«Sie werden rot wie ein Sonnenuntergang, Val! Weh mir, Unglücklicher!» deklamierte das Mädchen. «‚So stand ich denn im letzten Glühn des Lebens, die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod' — wie Körner so schön sagt. Oder war es Schiller? Jedenfalls fallen meine Chancen von Tag zu Tag. Sie haben sich leider in diesen drei kurzen Tagen seit wir in Alexandrien dieses Prunkschiff bestiegen haben, zum willenlosen Sklaven dieser Italienerin erniedrigt!» Wieder lachte sie, ein nervöses Zittern der Finger hätte jedoch dem Geiger verraten können, daß hinter diesen ironischen Worten atemlose Angst verborgen lag. Aber er blickte verträumt in das unruhige Licht des fensterlosen Korridors mit den stummen Malaien auf dem Teppich und sagte endlich:

«Unsinn, Lena! Ich habe keine hundert Worte mit dem Mädchen gesprochen.» Und halblaut: «Ich gebe zu, daß ich sie wunderschön finde und sehr liebenswürdig — aber sie scheint ganz andere Interessen zu haben!»

«Sie meinen diesen bildhübschen jungen Millionär aus dem hintersten China oder woher er kommt? Nun — weltberühmte Geiger mit weltberühmten Stradivarius sind immerhin auch anziehend.» Sie zwinkerte ihn boshaft an.

«Meinen Sie?» fragte er lächelnd und bemerkte nun erst ihren drolligen Ausdruck.

«Für mich gewiß», sagte sie sachlich und mit einer bittern Grimasse, als habe sie in eine bemalte Frucht aus Gips gebissen. «Jetzt gehe ich aber auf der Stelle schlafen, wenn Sie erlauben. Und wenn Sie mich morgen früh nicht mehr in meiner Kabine Nummer 245 finden sollten, dann habe ich mich wegen unglücklicher Liebe, mein Reisebügeleisen um den Hals, ins Mittelmeer gestürzt und kann nur mehr im Taucheranzug besucht werden. Ueberschrift der Tageszeitungen: ‚Sekretärin des weltberühmten Geigers geht zu den Fischen!'» Sie drückte ihm nochmals lachend die Hand und lief auf ihren schlanken straffen Sportbeinen den Korridor hinunter. Grengg lachte hinter ihr drein und betrat seine Kabine.

Zehn Minuten später hatte er das Licht gelöscht und starrte mit weit geöffneten Augen ins Halbdunkel. Durch den Spalt oberhalb der Türe sickerte ein wenig Licht, das noch mehr einschläferte, warmer Meerwind blähte von Zeit zu Zeit den kleinen Vorhang vor der offenen Luke, kaum hörbar glucksten kleine Wellen an die Schiffswand, zwei Stimmen aus der Nebenkabine, deren Tonfall sämtlichen Sprachen der Welt angehören konnte, verstummten bald, hie und da klackte etwas pumpenartig oder auch kettenschleifend irgendwo sehr ferne gegen Eisenplatten. Diese Lena! mußte Grengg denken. Immer fröhlich, immer angenehm; tüchtig, klug, umsichtig wie ein Mann, aber eben doch ein Mädchen und noch dazu kein häßliches. Ideale Pianistin! Ideale Reisegefährtin! Drei Jahre lang fuhr sie nun mit ihm durch aller Herren Länder, verhandelte mit Managern, besorgte Zimmer, Fahrkarten, schrieb Briefe, erledigte Telephongespräche, und dabei konnte man wirklich ohne Hemmung wie mit einem Kameraden alles, aber auch wirklich fast alles, mit ihr besprechen. Wie feinfühlig und humoristisch sie nun wieder über die «Florentinerin» gesprochen hatte! Ja, es war nun nicht zu leugnen: dieses entzückende, seltsam schwermütige und doch so lebensvoll erscheinende junge Mädchen hatte ihm sofort überaus gefallen! Und man hatte — seien wir ehrlich! — doch wahrhaftig leider viel zuviel Auswahl! Laufen nicht, schüchtern oder frech, neugierig, lüstern, enthusiastisch oder sensationshungrig allüberall, ob im Norden oder Süden, die reizenden Kinder der alten Geige des Rattenfängers nach?

Mit leisem Rauschen und Klappern der Ringe bauschte sich der Vorhang über dem runden Fenster der Kabine, etwas Wind mußte aufgekommen sein, denn auch das Schiff begann sich sehr langsam, kaum merklich und unendlich einwiegend, zu bewegen. Man schien die Lampen im Gang zur Hälfte verlöscht zu haben, denn das Licht über der Türe war kaum mehr zu bemerken. Silbe für Silbe, als sagte er den Namen ins Telephon, formten die Lippen des Geigers zwei Worte: Faustina Lorenzetti — Fau-sti-na Lo-ren-zet-ti flüsterte er wie eine Liebkosung und entschlief in derselben Sekunde, das vollkommene Oval eines Antlitzes mit sich führend, mit goldbräunlich schimmernder Haut und Augen, deren Aufschlag wie die überraschende Enthüllung eines angstvoll verborgenen Geheimnisses wirkte.

Dieses herrliche Gesicht verwandelte sich, zurückrückend und sich verkleinernd, in viele andere, fremde, fratzenhafte, schon war es das Publikum eines Konzertsaales — lauter «Affen aus den indischen Urwäldern», denen er den neuesten Schlager vorgeigen mußte: «I am so glad to kiss you.» Aus den Sitzreihen wuchsen Bambuswälder, die Affen turnten im Rhythmus seines Spiels, irgendwo sagte eine unhörbare Stimme: «Man muß die Lampen abdrehen», und nun wurde es dunkel im Saal, und der Schläfer sah sich in einer der Bambusröhren abwärtsgleiten, zugleich auch das Traumbewußtsein verlierend.

Traumlos mußte er dann lange Zeit geschlafen haben, als er mit einem Male durch ein Geräusch ins Hellwache emportauchte; ohne die Augen zu öffnen, hört er nach wie vor das leise Klappern und blasende Blähen des Vorhangs und irgendein fernes, sich mehrmals wiederholendes Klingen von Stahl auf Stahl. Das hat mich aufgeweckt, denkt er müde und dreht sich gegen die Wand. Da aber vernimmt er dicht neben sich ein Kratzen oder Schleifen am Fenster, das er zuerst von sich wegschieben will, aber nach mehrfacher Wiederholung endlich doch zur Kenntnis nimmt. Es erinnert auf der Stelle an ein ihm wohlbekanntes Geräusch, das beim Aufziehen von Saiten, besonders umsponnener, entsteht: ja es ist ein leises Scharren und Aufschnellen einer Saite, eines Drahtes. Vielleicht, denkt der Geiger noch einmal halb unbewußt und zum letzten Male bemüht, seinen Schlaf zu retten, vielleicht hat sich irgendwo oben an Deck ein Draht gelockert und kratzt nun an der Eisenwand. In der nächsten Sekunde aber setzt er sich schon auf, ballt die Fäuste und starrt im dünnen Dämmerschein der Kabine auf den kleinen Vorhang vor dem runden Fenster; denn was er bemerkt, läßt ihn sämtliche Muskeln und Sehnen des Körpers anspannen wie Gummizüge: ein dicker Draht ist von oben her bemüht, den Vorhang zur Seite zu schieben, was bald gelingt. Der Draht verschwindet, durch die nun offene Luke haucht kühler Nachtwind, Wasser rauscht. Grengg rückt ganz an die Wand seines Bettes zurück und beobachtet sehr genau: das Fenster ist zu eng, um einen Menschen durchzulassen, kaum einer dieser malaiischen Boys, ein sehr junger vielleicht, käme mit Mühe durch. Ist das Ganze ein Scherz? Unsinn — wer sollte das tun? Diebstahl also. Dies denkt er aber schon, während er mit quellenden Augen mit ansieht, wie eine geschickt verfertigte Doppelschlinge sich senkt und ins Zimmer geschoben wird. Die Schlinge sieht aus wie ein doppeltes Lasso, soviel er im Halbdunkel erkennen kann, ist aus einem steifen und zugleich schmiegsamen Stoff, einem Gewebe, Bast, drahtdurchflochten, und diese Schlinge, diese groß geöffnete Doppel-Oese kann von oben mittels eines Strickes dirigiert werden. Sehr hastig werden mehrere kleine Gedanken in Grenggs nun überwachem Gehirn dicht hintereinander abgeschossen: man stiehlt etwas. Was? Schmuck? Bei ihm? Sinnlos! Geige — natürlich, die «weltberühmte», von der der Kapitän unvorsichtigerweise öffentlich Mitteilung gemacht hat, die Stradivari, seine geliebte Geige! Dieb hat die Kabine untersucht, Geige steht allabendlich neben dem Bett unter dem Fenster, wird mit Schlinge hinaufgehoben und verschwindet. Vielleicht legt man auch eine minderwertige in den Kasten. Was ist zu tun? Die Schlingen senken sich ganz herab — kann man wirklich von oben den Kasten mit dem Lasso umfassen? Wer tut das? Wer ist auf dem Schiff einer solchen Tat fähig? Was für ein Wahnsinn! Uebermorgen sind wir erst in Genua — Untersuchung der Passagiere — Skandal — wer kauft eine Stradivarius? Valentin Grenggs Stradivarius-Geige, eine der drei besten Stradivarius der Erde? Da schieben sich, unendlich langsam und mit rätselhafter Beweglichkeit und Geschicklichkeit, wirklich die Schlingen an den Geigenkasten heran, näher und näher. Grengg rückt sehr vorsichtig an den Bettrand vor, blinzelt zur Luke hinauf — nichts zu sehen, die Bastschlingen kommen aus dem Nichts von oben. Aber nun sind sie zum Stillstand gekommen, es ist offenbar unmöglich, sie um den Kasten zu legen. Wieder denkt der Geiger sehr rasch: gleich wird man nachhelfen, ein Kopf wird erscheinen, eine Hand vielleicht? Er starrt mit hämmerndem Herzen zu dem bläulich im Sternenschein schimmernden runden Fenster

Photo Fischer

Photo Alboth

«Grenzwächter und Schmuggler.» Dieser von der Film-Dienst AG. Zürich hergestellte filmische Tatsachenbericht stößt ins Gebiet jener wirklichen Abenteuer vor, wie sie sich bis in die Gegenwart hinein in den Bergeller und Walliser Bergen zwischen den Gesetzeshütern und Gesetzesübertretern dauernd abspielen. Die beiden Kameraleute Willi Fischer, Ragaz, und Edgar Schwarz, Bern, begleiteten die Schmuggler sowohl wie die Grenzwächter auf ihren gefahrvollen Gängen und brachten eine sehenswerte Bildbeute heim. Bild: Zwei Schmugglerinnen mit ihren unter dem Rücken versteckten Packungen für Schmuggelware.

«Douaniers et contrebandiers» est le titre du passionnant reportage cinématographique, réalisé par Willi Fischer, de Ragaz, et Edgar Schwarz, de Berne, dans le Bergell et les Alpes du Valais. On voit ici deux contrebandiers femmes portant sous leurs jupes les produits soustraits à la rapacité du fisc.

Vorstoß ins Abenteuer

Wenn wir auch die «große schweizerische Filmproduktion» noch nicht haben, die von Optimisten herbeigesehnt und von Pessimisten als nicht verwirklichungsfähig bezeichnet wird, so rührt es sich doch im Kreise unserer Filmschaffenden mächtig, und immer wieder tauchen erfreuliche Zeugnisse filmischer Leistungsfähigkeit auf. Auf zwei der jüngsten Schweizerfilme sei hier aufmerksam gemacht.

Documentaires

On ne peut pas encore parler d'une industrie suisse du film, mais les documentaires dus à nos compatriotes se font chaque mois plus nombreux.

Der junge Schweizer Herbert Alboth machte sich nach Lappland auf, verbrachte bei den Lappen als Forscher und Knecht zugleich zwei ganze Jahre und fügte seine mannigfaltigen Eindrücke und Beobachtungen zu einem prächtigen Film zusammen, betitelt «Nomadenleben», der uns mit der Eigenart und Lebensweise der Lappländer aufs anregendste vertraut macht. Bild: Lappenknecht aus Karesuando an einer Schnitzarbeit. Hinter ihm ein ganzer Berg von Renntiergeweihen, aus denen die Lappen allerlei kunstvolles Werkzeug und Ziergegenstände schnitzen.

Notre compatriote Herbert Alboth, qui deux ans durant vécut parmi les Lapons, rapporte de son expédition un film «La vie des nomades», dont nous tirons cette image. Un Lapon de Karesuando taille dans les cors d'un renne, la gaîne d'un de ces coutelas qui font la joie des touristes.

empor — nichts. Die Schlingen bewegen sich ein wenig, sonst kein Laut. Da plötzlich, vom oberen Rand des Fensters her sich vorschiebend, langsam wie Uhrzeiger, die man beobachtet, zwei dünne Schatten, zwei Finger, zwischen denen der Draht verläuft. Warte, mein guter Freund, denkt der Geiger grimmig, dich werden wir «zur Strecke bringen», dir werden wir «das Handwerk legen»! Sonderbare Finger sind das, dick und kurz, nun noch ein dritter — halt — das sind ja keine Finger, das sind — Zehen! Orientalen können doch mit den Zehen arbeiten wie mit Fingern! Zweihundert malaiische Boys sind auf dem Schiff, sechs chinesische Wäscher — nun sind die fünf Zehen zu sehen, schon schleift das Doppel-Lasso auf der einen Seite rund um den Geigenkasten. Da kann Grengg die Nervenspannung nicht mehr ertragen, er schnellt sich mit dem ganzen Körper vom Bett auf und packt mit beiden Händen den Fuß, der zur Hälfte sichtbar ist. Aber als hätte der Dieb selbst an diese Möglichkeit gedacht und sich eingefettet, oder als wäre der Fuß durch Feuchtigkeit glitschig, entgleitet er augenblicklich dem Zugriff und verschwindet nach oben; die Schlinge fällt mit einem zischend surrenden Laut in die Kabine.

Der Geiger wirft sich gegen die Türe, rast keuchend über eine kleine Treppe, erinnert sich dann, daß seine Kabine unversperrt ist, rennt zurück, schließt ab, wieder das Treppchen hinauf, steht nun an Deck, genau über seiner Kabine — nichts! Das Deck ist ganz leer, hier an dieser Stelle und nirgends anders muß der Bursche gestanden haben — nichts, kein Mensch, kein Schatten, kein Laut. Langsam wankt das große Schiff ein wenig auf und ab unter dem ungeheuren mondlosen Sternenhimmel des Südens wie ein schwerer, leicht berauschter Mann auf nächtlichem Heimweg. Oben schreiben die Toplichter am Ende der Antennen runde Zeichen in die Schwärze; sehr leise, kaum hörbar, pfeift es in den Drähten, beinahe wie junge Vögel. Der breitschultrige, stämmige Mann steht in seinem dünnen Seiden-Schlafanzug an der Reling und beugt sich weit über: an einem Seil muß sich der Dieb hinuntergelassen haben, zwischen den Zehen hielt er das Doppel-Lasso — unglaubhaft, aber unbedingt wahr. Er hätte den Kasten aus der Kabinen-Luke gezogen, dann ihn mit den Füßen ergriffen und versteckt. Unmöglich, ihn auf dem Schiff wiederzufinden. Und dennoch: dilettantisch! Welches Risiko! Welche Gefahr! Grengg fröstelt: wenn es aber doch gelungen wäre? Uebermorgen Konzert in Genua — ohne die Geige? Ach, seine Geige! Süßes, geliebtes goldbraunes Holz, in den Händen des wunderbaren, geheimnisvollen Meisters von Cremona geboren, enthaltend alle Melodien der Welt! alle jemals komponierten, alle jemals in Zukunft noch entstehenden, Gefährtin seines Aufstiegs, seiner hundert Triumphe! Goldbraun —? Sekundenlang muß er lächeln: goldbraun wie gewisse schöne Wangen, so ist die Geige, die nun gottlob sicher unten in seiner Kabine ruht. Er untersucht noch einmal, natürlich vergeblich, eine Stange der Reling — findet sich da nicht der Ueberrest eines Seiles? — und läuft dann gegen die Brücke. Aber schon auf dem Wege kommt ihm ein Offizier entgegen, der den Geiger sofort erkennt und verwundert ansieht:

«Zu heiß in die Kabine?» fragte er auf deutsch und lächelte mit seinem gemütlichen runden Holländergesicht, wurde aber bei den ersten Worten des Geigers sehr ernst.

«Sind Sie sicher — bitte um Vergebung — daß Sie das Ganze nicht geträumt haben? Sie waren aufgeregt von Ihrem Konzert, nicht wahr —, beg your pardon!»

Grengg faßte den Offizier kopfschüttelnd am Arm:

«Kommen Sie bitte in meine Kabine — dort liegt die Schlinge!»

Eine Minute später hatte man das Licht angeknipst und hielt das Diebswerkzeug in Händen.

«Wie peinlich», murmelte der Offizier. «Wie sehr unangenehm! Das hat wahrscheinlich ein Malaie oder Chinese gemacht, wie Sie richtig mutmaßen! Es ist irgendeine Hanf oder Bast, durchgeflochten mit, wie sagt man auf deutsch, mit thread, mit Draht, mit Stahldraht — und wie hat der Fuß ausgesehen? Schwarz, braun, weiß?»

«Unmöglich zu sagen — kann man denn hier im Dunkeln sehen?» Grengg hatte die Hand unwillkürlich auf seinen Geigenkasten gelegt und unbewußt mehrmals liebkosend darübergestrichen.

«Was sollen wir tun? Untersuchung? Wir haben zweihundertunddrei javanische Jongs an Bord, acht Chinesen in Küche und Wäscherei. Niemand wird verraten etwas. Kann es ein Passagier sein?» Aus verzweifelten Kugelaugen sah der Offizier den Geiger an.

«Sie haben recht — die Hauptsache ist ja, daß ich meine Geige habe, nicht wahr? Das Ganze war eine dilettantische Arbeit, finden Sie nicht? Der Mann hätte die Geige an einen Trödler verschleudern müssen — wer kauft denn von einem malaiischen Boy eine Stradivarius für hunderttausend Lire oder Gulden?»

«Und was sollen wir tun?» Der Offizier faltete die Hände wie ein gescholtenes Kind. «Wenn Sie es publik machen, ist es eine große Schande für die Gesellschaft. Bitte tun Sie es nicht, Mynherr Grengg! Uebergeben Sie die Geige dem Kapitän, der sperrt sie ins Safe. Und bevor Sie steigen aus in Genua, nehmen Sie den Kasten an sich oder Ihre begleitende Dame, die Klavierspielerin.»

Der Geiger nickte, und der Offizier verließ die Kabine. Mit halb geschlossenen Augen nahm Grengg dann, kaum daß er die Türe versperrt und die dicke Glasplatte des Fensters zugeschraubt hatte, seine Geige aus dem

Zwei Gedichte über Worte

Das Wort ist stärker als Pinsel und Meißel,
Stärker als Farbe, Ton oder Stein.
Himmlische Botschaft und höllische Geißel
Vermag es im sprechenden Munde zu sein.

Das Wort, es ist die einzige Brücke,
Welche die Menschen einander vermählt,
Aber auch Werkzeug tödlichster Tücke,
Mit welcher ein Herz das andere quält.

Das Wort ist unsterblich. Von Taten und Schlachten
Bleiben Ruinen, nur Gräber bestehn.
Alles jedoch, was die Großen je dachten,
Wird erst mit dem letzten Leben verwehn

Und wird, wenn einstens zu ewigem Schweigen
Auch noch die letzte Zunge verdorrt,
Ursprung und Ziel der Schöpfungstat zeigen.
Am Anfang und Ende war es: das Wort.

Leo Dankner

«Im Anfang war das Wort.
Und das Wort war bei Gott.
Und Gott war das Wort.»

Ihr seid oft kosend wie ein sanfter Wind,
Der abends durch das müde Haar uns weht;
Oft seid ihr rein, so wie ein kleines Kind,
Das hilflos weinend in der Ecke steht.

Oft seid ihr gut bedacht und wohl gesetzt,
Oft seid ihr schnell — zu schnell — dem Mund entwischt.
Ihr liebt und haßt, bewundert und verletzt —
Der Sinn, er bleibt, indes der Klang erlischt.

Doch wenn ihr ehrlich seid und wohlgemeint,
Verzeihn wir, wenn auch rauh ihr uns belehrt;
Und wo ihr Menschen, statt zu trennen, eint,
Seid, kleine Worte, ihr von großem Wert.

Walter Solna

samtgefütterten Futteral und betrachtete sie lange und zärtlich wie eine aus großer Gefahr gerettete Geliebte. Dann las er lächelnd die mit Mühe erkennbaren krausen Buchstaben im Boden: Stradivarius und die Jahreszahl 1701, und legte sie in den Kasten zurück.

Lange vermochte er nicht einzuschlafen. Sein ganzer Körper schwang und bebte wie ein erschüttertes Saiteninstrument. Und erst gegen Morgen glitt er in tiefen traumlosen Schlaf hinab, der nur einmal sehr kurz davon unterbrochen wurde, daß er vermeinte, wiederum am Fenster das Geräusch eines schleifenden Drahtes zu vernehmen. Diesmal aber drehte er sich, sich selbst verspottend, wieder zur Wand und zog augenblicklich die Seidendecke über den Kopf, um erst Stunden später durch einen Strahl der heißen Sonne geweckt zu werden.

2. Kapitel

Es wehte, als man sich der süditalienischen Küste am folgenden Morgen näherte, jene Art von sehr dünnem heißem Scirocco, der dem Gefühl von Fieberhitze um so sonderbarer ähnelt, als er die Haut erschauern läßt. Nachdem der Geiger die Ereignisse der Nacht mit seiner Begleiterin besprochen und die Geige im Safe verschlossen hatte, unternahm er einen Spaziergang über die Decks, in der unausgesprochenen Hoffnung, ein gewisses ersehntes Gesicht zu erblicken. Aber die Italienerin war nirgends zu sehen. Vielmehr fand sich zu seinem Aerger mit einem gewandten Scherzwort sein «Nebenbuhler», jener «bildhübsche», überaus gepflegte junge Herr zu ihm, der alle Passagiere des Schiffes und deren kuriose Schicksale im Osten zu kennen schien und mit hundert Anekdoten und seiner sehr beredten, weltgewandten Art zweifellos das schöne junge Mädchen gefesselt hatte, obwohl er sie auch nicht länger kannte als Grengg; denn auch Signorina Lorenzetti hatte erst in Alexandrien mit ihrer Engländerin den Dampfer bestiegen. Nun marschierten die beiden Männer nebeneinander raschen Schrittes über das Promenadendeck, auf dem eben die Boys den in Deckstühlen sich sonnenden Passagieren kleine Gläschen mit in Kognak schwimmenden Himbeeren als Aperitif servierten.

«Ich hatte noch keine Zeit, Ihnen für den wunderbaren Genuß zu danken, Meister», sagte eben der junge Herr und blieb stehen, um eine kleine Pfeife anzuzünden. Er sprach fließend und beinahe akzentfrei deutsch, aber auch sein Holländisch oder Italienisch war, wie man Grengg mehrfach bestätigt hatte, fast fehlerfrei. «Ich spiele zwar kein Instrument, aber ich bin recht musikalisch. Wir Basken . . .»

«Und ich dachte, Sie seien Franzose!» warf Grengg ein und sah ein wenig nervös auf die beiden leeren Liegestühle mit den Namen der Italienerin und deren «Miß».

«Franzose?» lachte der andere und strich mit einer verblüffend weißen Hand über seinen starken lichtbraunen Schnurrbart. «Ich bin zwar ein Ragout von mindestens vier Nationen, aber gerade der französische Einfluß fehlt mir. Zubiaurre ist katalonisch, ich bin in der Nähe von Barcelona aufgewachsen, wo mein Vater Güter besaß. Er war halb Spanier und halb Baske. Meine Mutter war Skandinavierin, sonderbar nicht? Sie kam mit ihrer Familie — kennen Sie zufällig den Namen von Loewenhaupt, der ehemalige schwedische Innenminister ist ein Großonkel von mir — auf einer Vergnügungsreise nach Biarritz, wo mein Vater sie kennenlernte.»

Grengg hörte diese Genealogie nur halb, die zwischen Pfeifenzügen leichthin vorgebracht wurde. Halb elf — um diese Zeit war das Mädchen sonst längst an Deck. Zwischendurch sah er von der Seite auf seinen Begleiter: sehr gerade und hoch gewachsen, breiter Rücken, gekleidet mit jener Saloppheit, die sich nur der Reichtum gestatten kann; eine uralte Jacke aus ehemals köstlichem graublauem Harris-Tweed, nun abgewetzt an den Kanten und Ellenbogen, dazu die traditionellen fleckigen und ausgefransten «Flanelles», die Uniform der Engländer mit ausgebogenen Knien. Sehr kühnes, schönes Gesicht mit scharfen Augen, gerader Haaransatz, kleine Narbe unter dem linken Auge. Ein Prachtexemplar, es war nicht zu leugnen. Aber während Grengg hie und da mit einem Worte die Unterhaltung verkettete, mußte er auch in die Gesichter der vorüberlaufenden Boys sehen, in diese schokoladebraunen oder hellgelben indischen Masken, glatt und sehr jung oder gefurcht und uralt, bald mehr mongolisch, mit Schlitzaugen und platter Nase, bald beinahe an gebräunte griechische Plastiken gemahnend: wer von euch, ihr kleinen Banditen, hat mir heute nacht seinen eingeölten Fuß ins Fenster gesteckt?

«Widerlich ist dieser Scirocco», sagte Zubiaurre. «Da ist mir unser Monsun oder der afrikanische Ghibli lieber.» Und nach einem Zug aus der Pfeife, «wahrscheinlich ist Signorina Faustina deshalb noch nicht aufgetaucht, wie?» Ach — denkst du also auch an nichts als an sie, ging es dem Geiger durch den Kopf.

«Italiener sind merkwürdig empfindlich gegen den Wüstenwind», sagte er gemacht gleichgültig.

«Und zumal, wenn sie so zart sind wie Fräulein Lorenzetti» — der Spanier räusperte sich — «das ist diese toskanische Mischung: zart und zugleich keineswegs krankhaft oder morbid. ‚Morbidezza' bedeutet ja auch auf italienisch nicht dasselbe wie im Deutschen, oder im Englischen. Es ist das Durchsichtige, das Durchscheinende der Haut, der vollkommene Teint, die dünnen Gelenke —.» Er brach plötzlich ab, denn in der Türe war, gleichsam als Illustration seiner Beschreibung, das junge Mädchen erschienen, ging mit dem beinahe schwebenden Fußspitzengang der Florentinerinnen auf ihren handhohen Absätzen zu ihrem Deckstuhl, grüßte die beiden Männer mit lächelndem Nicken und legte sich hin, nachdem sie den Stuhl in den Schatten gerückt hatte. Neben sie auf einen Hocker setzte sich die rundliche Engländerin, zog ungeduldig einen halbfertigen Jumper in himmelblauer Wolle aus einer Riesentasche und begann sofort, ohne auf ihr kunstvolles Gewebe auch nur einen Blick zu werfen, mit den Stricknadeln zu klingeln. Der Geiger, der zunächst stand, begrüßte die Italienerin als erster:

«So spät heute?» fragte er auf italienisch. «Herr Zubiaurre meinte, der Scirocco sei schuld!» Faustina nickte und sah ihn mit ihren großen lichtlosen Augen ganz offen und kindlich lächelnd an:

«Ja — der Scirocco, ich habe schlecht geschlafen», sagte sie klagend, und ihr dunkelroter Mund, der sich von dem makellosen Goldbraun des Gesichtes abhob, sah aus wie der eines Engels oder einer jungen Heiligen auf einem Gemälde Peruginos, ein Eindruck, der durch die lang herabwallenden Locken noch ergänzt wurde. Die beiden Herren setzten sich neben den Liegestuhl, und bald hatte der Spanier, ermuntert durch zahllose neugierige Fragen der Engländerin, das Mädchen wieder mit seinen köstlichen Geschichtchen gefangengenommen.

«Sehen Sie diesen alten Kerl dort drüben?» fragte er und deutete auf einen Herrn in großkariertem Anzug, eine Reisekappe von 1860 auf dem Hinterkopf, vier Flaschen vor sich auf einem Tischchen. «Das ist Mynherr van Buyst aus Medan, ganz großer Zucker-Industrieller. Der kam um 1885 als katholischer Missionar

Die vielgenannte Ukraine

Ukrainisches Dorf an der rumänischen Grenze. Die Ukraine, als Glied der russischen Räteföderation, ist rund elfmal so groß wie die Schweiz und zählt 30 Millionen Einwohner. $^4/_5$ der Bevölkerung treiben Ackerbau. 40 Millionen Hektaren beträgt die ertragbringende Bodenfläche des Landes. Davon sind 24 Millionen Hektaren mit Getreide bebaut. Die Zählung von 1928 ergab für den Viehstand folgende Zahlen: 5 409 000 Pferde, 8 397 000 Rinder, 8 006 000 Schafe und Ziegen, 6 930 000 Schweine. Die Ukraine ist ein Landwirtschaftsland par excellence, das mindestens ein Viertel der Bevölkerung Europas ernähren könnte. Heute gehen die riesigen Ueberflüsse seiner Produktion fast ganz nach den übrigen Teilen Rußlands. Nur ein minimer Prozentsatz kommt nach Europa.

Un village ukrainien près de la frontière roumaine. L'Ukraine soviétique est le grenier de l'U.R.S.S. Son territoire, onze fois plus grand que la Suisse, compte 30 millions d'habitants dont les $^4/_5$ sont des paysans. Les 24 millions d'hectares plantés de céréales. Les 5,400,000 chevaux, 8,400,000 bêtes à cornes, 8 millions de moutons et 7 millions de porcs, accusés par les statistiques de 1928, démontrent l'extrême importance économique de ce pays dont les exportations suffiraient à la consommation d'un quart de la population de l'Europe.

hinüber, um die nackten Javanerkinder unter dem Aequator mit Wollstrümpfen zu bekleiden.»

«Mister Zubiaurre! Freveln Sie nicht!» Miß Francis sah für eine Minute unter ihren fingerdicken Augenbrauen von ihrer Strickerei auf. «Ich bin Katholikin!» Das Mädchen lachte, ihre wunderbaren gleichmäßigen Zähne glänzten, in der nächsten Sekunde hatte sich wieder die rätselhafte Schwermut über ihr Gesicht gebreitet, die Grengg, der sie wortlos beobachtete, so sehr beunruhigte.

«Er kam also als Missionar, und es gelang ihm wirklich, etwa zehn Eingeborene mittels englischem Kattun und Geldspenden in sein Missionshaus zu locken. Dann begann er zu trinken, wie die meisten bei uns drüben.»

«Sie auch?» fragte das Mädchen und lächelte ein wenig.

«Manchmal — ich bin sozusagen eine Mischung von spanischem Sherry und Schwedenpunsch», lachte Zubiaurre gewandt, und alle lachten mit. «Ja — dann verliebte er sich bis zum Wahnsinn in eine malaiische Prinzessin, die er bekehren wollte, verließ die Mission und wurde Zuckeragent. Die Prinzessin starb zu seinem Glück an der Malaria, er wurde bald infolge seiner Rücksichtslosigkeit einer der ersten Zuckerleute auf Sumatra.» Der Erzähler machte eine Kunstpause, blickte das Mädchen, das — wie Grengg genau bemerkte — ihm ununterbrochen auf den Mund starrte, mit seinen scharfen Augen lange an und schloß: «Sehen Sie das reizende junge Mädchen neben ihm? Ja, die im malaiischen Sarong aus goldbesticktem Stoff — das ist weder seine Tochter noch seine Enkelin, sondern seine Frau. Er ist über sechzig, sie ist achtzehn. Er liebt sie ganz fürchterlich — beinahe wie seine bunten Flaschen!»

«Oh — don't relate such a — tun Sie nicht erzählen solche schreckliche stories!» sagte die Engländerin schnaufend, und ihre Brauen vereinigten sich über der dicken Stupsnase zu einer langen Raupe. Aber Faustina sah atemlos zu dem Spanier auf:

«Warum nicht, Miß Francis? Alles interessiert mich so sehr auf diesem Schiff! Diese geschminkten jungen Frauen mit den dünnen Falten auf der Stirn, die ihnen die Hitze eingebrannt hat, wie angemalte Götzen, diese Narren und Moneymaker, die da aus dem Osten kommen — alle die merkwürdigen Lebensgeschichten, die Signor Zubiaurre uns erzählt hat.» Die schwarzen Augen waren geschlossen, und als nun die dichten langen Wimpern sich aufschlugen und das Mädchen sich an Grengg wandte: «Sie sind Künstler, Signor Grengg, nicht wahr, Sie geben mir recht!» da wirkte dieser Blick auf den Geiger wie ein plötzliches Erwachen. Sein Herz schlug, als er, ohne den Blick zu wenden, sagte:

«Eine merkwürdige überhitzte Atmosphäre, das habe ich schon am ersten Tag bemerkt, als ich in Alexandrien an Bord ging. Die vielen Malaien, die gelblichen, häßlichen Mischlingskinder, es ist wie ein Stück Tropen, das man auf ein Schiff verladen hat.» Der Spanier wollte etwas sagen, aber gleichzeitig kamen von verschiedenen Seiten zwei Personen an den Tisch: Grenggs Pianistin Lena kauerte sich mit einer lustigen Bemerkung über den Scirocco in den Deckstuhl neben die Italienerin, und der über alle eingeborenen Boys gesetzte Aufseher, ein portugiesischer Mischling, der Lackschuhe und nicht den Batikturban der Malaien, sondern eine Stewardkappe trug, kam an den Tisch, um zu fragen, ob er den Aperitif servieren lassen dürfe.

«Was gibt's, Gomez?» fragte Zubiaurre, und als dieser eines der Gläschen mit den Himbeeren zeigen ließ, wurde für die ganze Gruppe das Getränk gebracht. «Auch eine drollige Figur, dieser Gomez!» meinte der Spanier, nachdem er seinen Kognak getrunken hatte.

«Sieht aus, als sei er in einem Bergwerk geboren», sagte Lena und hob ihr Gläschen gegen Grengg. «Wie kann man so käseblaß sein, wenn man in den Tropen lebt, wie dieser Mehlsack!»

«Der erste Offizier hat mir seine Geschichte erzählt», fuhr der Spanier fort, immer zu Faustina sprechend, «er hat durch seine maßlose Eitelkeit eine gute Stellung als Butler beim Residenten von Tjimahi auf Java verscherzt. Eines Tages hat dieser Fettwanst angefangen, der Frau des hohen Beamten im Ernst den Hof zu machen. Natürlich hat man ihn hinausgeworfen. Und er wäre unrettbar verkommen — das geht rasch in den Tropen — wenn er nicht diese Stelle auf den Schiffen bekommen hätte.»

«Und warum ist er so blaß?» wollte Lena wissen, aber da sagte die Italienerin, sie hätte Kopfschmerzen und wollte sich vor Tische noch ein wenig niederlegen. Die Engländerin ging voraus, Zubiaurre schien Lena ihre Frage zu beantworten, und so gelang es dem Geiger, neben Faustina zu kommen und ihr leise in sehr innigem Tonfalle zuzuflüstern:

«Sie Aermste — ist es wirklich nur der Scirocco? Sie haben gestern eine Radiodepesche bekommen — bitte halten Sie mich nicht für indiskret — aber Sie können nicht ahnen — Sie sehen manchmal so bedrückt aus.» Sie sah ihn verwundert an:

«Vielleicht irren Sie sich! Sie sollten mich nicht so beobachten. Nein — in der Depesche hat mir mein Onkel mitgeteilt, daß er uns in Genua mit dem Wagen erwartet. Ich lebe bei meinem Onkel.» (Fortsetzung Seite 98)

«Signorina Lorenzetti — ich fühle, daß irgend etwas Ihnen Sorge macht — ich kenne Sie erst vier Tage, ich habe nicht das Recht, gewiß — und es sind auch nur ganz zarte Nüancen, Tonfälle — Sie haben recht: vielleicht irre ich, aber...» Sie sah ihn sehr ernst an, der wunderbare Mund zog sich zusammen wie eine verkörperte Frage, und sie sagte sehr leise und merkwürdig hastig:

«Sie irren — Sie irren — immerhin — daß Sie bemerkt haben —.»

«Wenn Sie jemand brauchen — nicht wahr, das kann doch sein, das kann doch vorkommen — Sie haben erzählt, daß Sie keine Eltern mehr haben —.» Er schwieg: was für ein Wahnsinn! Lauter Dummheiten! Wie durfte man zu einem Wesen, das man kaum kannte, so sprechen! Aber es schien ja so unbegreiflich, daß sie seine vage Vermutung nicht ganz geleugnet, ja, daß sie beinahe zugestimmt hatte. Also hatte ihn sein Gefühl nicht getäuscht? Was sagte sie?

«Nein — keine Eltern. Meine Mutter starb sehr früh. Mein Vater...» Sie vermochte plötzlich nicht weiterzusprechen, die goldbräunlich, überaus dünn und glatt gespannte Haut der Wangen wurde mit einem Male bleich und gelblich wie alter Marmor, die tiefe Amselstimme verstummte wie eine Orgelpfeife, der die Luft fehlt.

«Ihr Vater —?» versuchte Grengg noch und schob mit seiner durchäderten Hand die beiden Strähnen blonden straffen Haares nervös zurück, die ihm über Schläfe und Stirn zu fallen pflegten. Aber da war man an der Treppe angekommen, Zubiaurre näherte sich und fragte, auf eine Anschlagstafel deutend:

«Heute abend Tanz auf Deck — hoffentlich ist bis dahin Ihre Migräne vorbei, Signorina — ich würde mir das am letzten Tag wirklich ungern entgehen lassen.» Er lachte und zeigte sein herrliches Gebiß, dessen Eckzähne so spitzig verlängert waren, daß es buchstäblich wie das eines Panthers oder Tigers wirkte.

«Hoffentlich!» lächelte Faustina, in deren Wangen das Blut zurückgekehrt war, während Grengg bemerkte, wie sie, gleich ihm, die Zähne des Spaniers anstarrte. Dann stieg sie mit einer Verabschiedung die Treppe hinunter, gefolgt von Miß Francis, während Zubiaurre im Rauchsalon verschwand.

Zurück blieben der Geiger und die Pianistin, die mit drolligem Blinzeln fragte:

«Na —? Da stehn wir nun, wir armen Toren, und sind verliebt bis über die Ohren. Haben Sie ihr das Stradivarius-Abenteuer erzählt? Das würde großen Effekt machen, glaube ich, wie? Sie sehen: ich bin uneigennützig. Denn ich gieße sozusagen, wenn ich mich poetisch ausdrücken darf, Oel in das Feuer Ihrer Leidenschaft, zugleich aber auch auf die Wogen meiner hoffnungslosen Liebe für Sie, Monseigneur!»

«Mit Ihnen kann man auch kein ernstes Wort sprechen, Lena!» lachte Grengg. Dann halblaut: «Wie finden Sie diesen Zubiaurre?»

«Großartig! Prima, prima! Vorbild für einen Filmstar. Ob da die Klänge einer noch so echten und noch so alten Geige dagegen aufkommen können?»

«Wie sieht eigentlich der Boy aus, der meine Kabine aufräumt?» fragte Grengg ablenkend. «Der Dieb mußte doch genau wissen, wo meine Geige lag!»

«Den habe ich mir längst sehr genau angesehen — ganz jung, Augen wie eine Gazelle — sieht wirklich nicht aus wie ein Dieb. Nein — ich fürchte leider, daß wir den Lassowerfer und Besitzer des Fußes niemals entdecken werden!» Dann, schon auf der Treppe: «Wollen Sie mir die fünf oder sechs Briefe jetzt diktieren? Oder bleiben wir in der Sonne? Die ja also durch den Untergang der Signorina sehr an Reiz für Sie verloren hat?» Nein, antwortete der Geiger lachend, er hole sich jetzt die Geige aus dem Safe und wolle ein wenig üben, die Briefe hätten bis zum Abend Zeit. Damit stieg er die Treppe hinunter, Lena legte sich in ihren Deckstuhl. Fünf Minuten später fand sich der Spanier zu ihr, der sofort ein sehr geradliniges und überraschendes Gespräch fortsetzte, das er kurz vorher angedeutet hatte...

Am Nachmittag hatte sich der stumpfe, giftige Scirocco, etwa auf der Höhe von Neapel, ein wenig abgeschwächt, aber es blieb heiß, und die meisten Passagiere kamen erst sehr spät aus den Kabinen an Deck oder in den Rauchsalon. Grengg, unruhiger denn je, hatte stundenlang nach dem Lunch gehofft, an diesem letzten Tage noch einige Worte mit der Italienerin sprechen zu können, aber sie hatte sich nicht gezeigt. Und erst beim Abendessen erschien sie in einem ihrer strengen Abendkleider, die den Eindruck des Bildhaften noch verstärkten. Wieder beglückwünschte er sich, daß sein und Lenas Tisch dem ihren gegenüberlag, so daß er dann und wann einen lächelnden oder auch ernst bedeutsamen Blick — wie es ihm schien — auffangen konnte, während Zubiaurre, auf der andern Seite des Saales, Faustina abgewandt an dem Tische einer holländischen Familie saß und sich beinahe umwenden mußte, um das Mädchen zu sehen. Grengg vermochte den Blick nicht von diesem ihn von Stunde zu Stunde inniger bewegenden Antlitz abzuwenden, dessen Feuer und Glanz ihm unnatürlich durch rätselhafte Schwermut und Trauer gedämpft schien. Vielleicht, so dachte er immer wieder, während er wortkarg auf Lenas unterhaltsames Geplauder antwortete, ja, vielleicht sehe ich dich nie mehr wieder, Allerschönste, Alleredelste, Allersüßeste, wahrscheinlich nehme ich von diesen fünf Tagen in mein Wanderleben nichts mit als eine ganz zarte Erinnerung, die dann und wann durch einen Duft, einen Klang — etwa dieses «Schlagers» in D-dur, den die Jazzband jetzt spielt — wiedererweckt werden wird. Gomez, der portugiesische Mischling, an diesem letzten Abend ausgestattet mit einem eleganten Dinerjackett, das so kurz und so weiß war, daß er wirklich wie ein zugebundener Mehlsack wirkte, fragte mit «vornehmem» Lächeln, welche von den sieben Nummern des vorletzten Ganges der Herr wähle, und Grengg mußte antworten.

Mit einem Male verlöschten die Lichter, und gleichzeitig marschierten unter den Klängen der holländischen Hymne fünfzig servierende Boys in den Saal, jeder einen von innen elektrisch strahlenden Leuchtturm aus buntem Eis auf den Armen, die Abschieds-Ueberraschung des Küchenchefs, der, als er sich am Eingang der Treppe zeigte, lebhaft applaudiert wurde. Grengg hatte die Augen auch im Dunkel nicht abgewandt von dem Tische der Florentinerin, und als es nun wieder hell wurde, sah er dieses schöne Gesicht so selbstvergessen lachen, so kindlich entzückt und völlig hingegeben, daß er kaum vermochte, eine ironische Bemerkung Lenas zu parieren.

Es ergab sich dann für einige Minuten nach dem Essen die Gelegenheit für den Geiger, in einer Ecke des Rauchsalons mit Faustina allein zu sprechen. Zubiaurre war mit Lena an Deck gegangen. Die Engländerin hatte gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, der Wind habe ihre Kopfneuralgie verstärkt, und sie war, klappernd mit ihren Stricknadeln und den langen, nicht durchaus echten Zähnen, nach unten verschwunden, nachdem sie das Mädchen sehr entschieden aufgefordert hatte, um Mitternacht desgleichen zu tun.

«Gleich wird man Sie zum Tanz auf das Deck hinaufholen», begann Grengg mit einer ihm selbst peinlichen Hast, als spräche er Abschiedsworte auf einer Landungsbrücke, «Herr Zubiaurre, der bestimmt ein vollkommener Tänzer ist, wird das Glück haben, Sie stundenlang in den Armen zu halten, während ich nur zusehen werde, da ich seit meinem achtzehnten Jahre, also seit achtzehn Jahren, nicht mehr getanzt habe.» Faustina lächelte:

«Sie sind also sechsunddreißig? Wir konnten nicht schätzen, wie alt Sie sein mögen. Sie sehen aus wie vierzig, aber wenn Sie Geige spielen, wie zwanzig oder noch jünger — überhaupt ganz verändert.»

«Verändert?» Ihre glatten Wangen erröteten, es sah aus, als halte man eine bräunliche Frucht an ein sehr starkes Licht:

«Wenn Sie die Geige unter das Kinn nehmen, diese Wundergeige — oh, ich weiß sehr genau, was das für eine Geige ist, wissen Sie, mein alter Onkel hat unter seinen Sammlungen von italienischen Landschaften, antikem Spielzeug, Spiegeln und vielem anderem auch Musikinstrumente: Viola d'Amour, Theorben, Leiern, afrikanische Fiedeln und japanische Kotos, ich zupfe oft an einer Saite oder ich streiche mit dem Bogen drüber, das ist ganz gespenstisch, noch unheimlicher als andere alte Gegenstände.» Sie hatte sehr eifrig gesprochen und stockte nun, als hätte sie sich verirrt, dann, nach einer Pause zurückfindend, in anderem Tonfall: «Ganz verwandelt sind Sie, wenn Sie spielen, das findet Miß Francis auch, sie ist viel musikalischer als andere Engländer.» Und leise, gesenkten Kopfes auf ihre langen überschmalen Hände blickend: «Wenn Sie spielen, sehen Sie aus, wie ich mir immer ein Genie vorgestellt habe, einen Komponisten oder Dichter in den Romanen.» Sie errötete kurz und trank einen Schluck Wasser. Grengg hatte ihr auf den dunklen Mund geblickt und war über ihr mädchenhaftes Geständnis beglückt, nun hörte er den Wiederklang von Lenas Bemerkung im Ohre: «Haben Sie ihr das Abenteuer erzählt?» — Sollte er es tun? Aber schon sagte er:

«Genie? Wer weiß, ob ein Virtuose, der also nur reproduziert und nicht neu schafft, das überhaupt sein kann? Ich tue jedenfalls mein Bestes. Und denken Sie, Signorina Faustina» — er wagte es zum ersten Male, sie beim Vornamen zu nennen, was sie nicht zu bemerken schien — «daran wäre ich beinahe verhindert worden!» Kein guter Uebergang, mußte er denken, immerhin...

«Verhindert? Waren Sie indisponiert bei Ihrem Konzert hier auf dem Schiff? Das kann nicht möglich sein. Ich habe noch niemals in meinem Leben so spielen hören. Und ich habe noch als Kind Isaye gehört und später viele andere. Mein Onkel ist sehr musikalisch, und wir hören viel Musik!» Grengg machte lächelnd eine dramatische Pause und sagte dann:

«Nein — ich habe mich natürlich bemüht, besonders gut zu spielen. Sogar meiner Pianistin ist es aufgefallen, daß ich ununterbrochen auf Sie gestarrt habe. Sie hat mich damit geneckt in ihrer lustigen Art. Aber denken Sie: gestern nacht wollte ein Mensch, der eine Art Lasso in die Luke meiner Kabine steckte, meine Stradivarius stehlen. Ich packte ihn am Fuß, aber er entglitt mir und war verschwunden. Nur die Schlinge habe ich, sie ist aus Bast und Draht.» Das Mädchen war zurückgewichen und erblaßt, die Augen schlossen sich, so daß die langen schwarzen Wimpern oberhalb der Wangen wie dunkle Schatten lagen:

«Gestohlen — das ist ja schrecklich! Wer kann das gewesen sein? Ja —», sie öffnete die Lider weit, und es wirkte wieder unerhört überraschend: «Ja — ist denn nichts heilig? Wem kann man denn so etwas verkaufen? Und was hätten Sie getan?»

«Ich wäre um Jahre zurückgeworfen worden. Vielleicht hätten es wenige Menschen bemerkt, wenn ich auf einer andern Geige gespielt hätte, aber ich hätte doch immer das Gefühl gehabt, schwer krank zu sein und dennoch spielen zu müssen. Oder als spielte ich, während ein geliebter Mensch im Sterben liegt — Sie verstehen mich. Und bis man sich an eine andere Geige gewöhnt — nein, ich darf gar nicht daran denken!» Sie beugte sich ein wenig zu ihm hinüber und sagte leise, während sie unwillkürlich mit einem Finger seine erschauernde Hand berührte:

«Sie sind selbst wie ein feines Instrument, nicht wahr? Jeder wirkliche Künstler. Wie eine Geige oder wie ein Erdbebenmesser — ich habe das einmal auf der Sternwarte in Rom gesehen. Obwohl Sie —», sie sah ihn mit rasch wechselndem Ausdruck lächelnd an: «Obwohl Sie eigentlich sehr robust und energisch aussehen.»

«Sie sehen auch zart und gebrechlich aus und sind es nicht», wagte Grengg zu sagen und küßte ihre Hand, ihr von unten her lange in die Augen sehend. «Ja — ich fühle mich recht tatkräftig und stark — und deshalb habe ich Ihnen gestern meine Hilfe angeboten, was eigentlich töricht und sinnlos war.» Plötzlich schloß sich ihr Gesicht wieder zu jenem Ausdruck leiser Schwermut, als zöge Nebel darüber, sie öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, da kam Zubiaurre mit Lena und meldete, daß man oben bereits seit zehn Minuten tanze. Aber das Mädchen nickte nur: «Sinnlos?» sagte sie halblaut und rasch zu Grenggs Verblüffung, «man kann nicht in die Zukunft sehen.» Damit stand sie sehr sicher auf und folgte mit einem leichten Scherzwort dem Spanier.

«Nun sind es schon sechs Briefe, Monsignore», meinte Lena mit professoral aufgehobenem Zeigefinger», da Sie auch noch an die Grammophonleute schreiben wollten. Wann werden wir das erledigen? Morgen vor der Ankunft? Zwischen Gepäckträgern und weinenden Florentinerinnen?» Lachend nahm Grengg die Pianistin am Arm und zog sie auf das Deck hinaus, ihr bedeutend, daß man eine Weile zusehen wollte und dann das Ganze rasch in die Maschine diktieren.

Ein großer freier Raum zwischen Rauchfang und Kinderkammer war freigemacht und geschmückt worden. Man hatte aus Topfpflanzen und Rollwänden kleine Logen gebaut, echt chinesische Lampions und Girlanden waren aufgehängt worden, die Jazzband spielte im Hintergrund. Die offenen Seiten hatte man gegen den Wind geschützt, die Boys liefen auf bloßen Füßen lautlos mit Cocktails und andern alkoholischen Getränken rund um die Tanzfläche, hoheitsvoll dirigiert von Herrn Gomez, der nun eine phantasievolle Bordjacke mit Silberknöpfen trug. Eine Stunde etwa saß man zu viert in einer der Logen, und die Mädchen tanzten mit dem Spanier und anderen Herren, die an den Tisch kamen, während der Geiger trotz wiederholter Aufforderung nicht dazu zu bewegen war, wie er lachend sagte, durch «dilettantische Körperbewegungen» auffallend zu werden.

Starren Blickes folgte er, wenn die Florentinerin tanzte, ihren anmutigen Wendungen und war ehrlich genug, zuzugeben, daß Zubiaurre sie in vollendeter Weise zu führen wußte. Kam sie an den Tisch zurück, so sah Grengg sie meist wortlos und bewundernd an oder flüsterte ihr hie und da auch ein leises Wort zu, da Zubiaurre, gemeinsam mit Lena, die ihm die Stichworte gab, eine Fülle von unterhaltenden Dingen zu erzählen wußte. Dennoch bemerkte der Geiger, daß das Mädchen ihm entglitt: es war sehr heiß in dem großen von Leinwand und Stahlwänden gebildeten Raum, die Blumengirlanden und Kerzchen der Lampions, die starken Parfums der Damen, der süße englische Tabak der Pfeifen und Zigaretten, die gemischten Getränke endlich, vereinten sich zu einem verwirrenden Duft, der zweifellos seine Wirkung auf Faustina nicht verfehlte. Ihre sonst so ruhigen Augen zuckten, sie sprach und lachte aufgeregt, immer seltener erschien der wehmütige oder traurige Zug um den Mund, mehr und mehr wünschte sie von den farbig bemalten Frauen und Mädchen zu wissen, die in exzentrischen Kleidern mit entblößten Rücken und Nacken sich an ihre Tänzer schmiegten. Das dort sei Mevrouw so und so, berichtete dann etwa Zubiaurre und legte zu Grenggs blindem Zorn seinen Arm um die Stuhllehne des Mädchens, so daß er dann und wann ihre Schulter berührte, die kenne auf den Straits jedermann: sie sei angeblich siebenmal verheiratet gewesen, bevor sie Lord X geehelicht habe, den sie alljährlich hunderttausend Pfund koste und der nichts von ihrer Vergangenheit ahne. Oder er antwortete auf eine direkte Frage Faustinas: dieses scheinbar junge Mädchen mit dem großen Mund wie «vieux laque», eine chinesische Lackarbeit, sei über vierzig und ihr Gesicht sei künstlich, ja, sie habe eine Kammerjungfer, die es jede Woche frisch emailliere. Dunkle Existenz im übrigen, Haschischraucherin, habe man ihm in Aden erzählt. (Fortsetzung folgt)

SAN REMO

OSPEDALETTI · BORDIGHERA
Italienische Riviera
Die drei Kurorte von Weltruf

Ausk.: ENIT, Zürich, Bahnhofstr. 80, und alle Reisebüros sowie Kurverwaltung San Remo

SAN REMO
STADTKASINO
(Roulette — Trente et Quarante — Baccara)
Golf 18 Löcher
Drahtseilbahn auf den **Monte Bignone** (1300 m)

HOTEL SAVOIA Ganzes Jahr offen. Erneuert. Nahe beim Spielkasino. Luxur. Komf. Park. P. ab L. 61.-
HOTEL EXCELSIOR Das schönste Hotel nächst neuer Strandpromenade. P. ab Lire 61.-
GRAND HOTEL (Già degli Inglesi). Ganz erneuert, an der Imperatr. Prom. Pension ab Lire 45.-
HOTEL LIDO MEDITERRANEO Winterbäder. Südlage. Park. P. ab L. 49.-
HOTEL MAFALDA Herrschaftliches Familienhaus. Kasinonähe. Erstklassige Küche. Garage.

BENUTZEN SIE SCHECKS UND KREDITBRIEFE IN «REISELIRE»

Knabeninstitut Alpina
Champéry (Franz. Schweiz)
Rasche Erlernung der französischen Sprache + Vor-, Real- und Handelsschule + Sport und Körperkultur.
Unter offizieller Aufsicht des Erziehungsdepartements des Kt. Wallis

Ausbildung für Beruf und Leben: Handel, Verwaltung, Bank, Industrie, Hotellerie, Post, Bahn, Verkauf. Alle Fremdsprachen. Diplom. Stellenvermittlung. Auskunft u. Prosp. d. **Handelsschule Gademann, Zürich, Gessnerallee 32**

Auskunftei **Dun** weltbekannt
ZÜRICH + 300 FILIALEN

Wer an Gicht
Gichtknoten, Gelenk- und Muskelrheumatismus
Ischias, Lähmungen, nerv. rheumatischen Schmerzen, Neuralgien, Migräne etc. leidet, schicke sein Wasser (Urin) und Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- u. Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke) Gegründet 1903.
Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

SCHWOB

Nur ein Küchentuch

und doch schon treten alle Eigenschaften der bewährten Schwob-Qualitäten hervor, 55×100 cm, eine Größe, die sich zeigen darf, regelmäßiges, dichtes Gewebe, saugfähige Garne und, was jede Hausfrau schätzt, es hinterläßt keine Flaumrückstände auf dem Geschirr. Wenn schon für die Herstellung der Küchentücher solche Sorgfalt aufgewendet wird, wieviel mehr tun wir dies bei der Fabrikation unserer Bett-, Tisch- und Toilettenwäsche. Eine Schwob-Aussteuer gibt deshalb Gewähr für schöne, widerstandsfähige Gewebe und erstklassige Ausführung.

Leinenweberei **Schwob & Cie. Bern** Hirschengraben 7

COUPON: Ich bitte Sie um unverbindliche Zustellung Ihrer bemusterten Offerte für:
Adresse: .....

Allen leistet er gute Dienste...

dem Reisenden, der stets Sklave des Fahrplans ist . . .

dem Touristen, der leichtbepackt und unabhängig sein möchte . . .

dem Unverheirateten, der die Bequemlichkeit seines Heims nicht gern entbehrt . . .

der Hausfrau, für den täglichen Gebrauch und wenn unerwartet Besuch kommt . . .

kurz, allen denen, die den Fortschritt und — auch den guten Kaffee lieben. Ein wenig **NESCAFÉ**, heisses Wasser, und Ihr Kaffee, ein vorzüglicher Kaffee, ist augenblicklich bereit.

Copyright

NESCAFÉ
EXTRAKT AUS REINEM KAFFEE
Der Blitz-Kaffee ohne Kanne
EIN NESTLÉ-PRODUKT